Nr. 610. 37. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Montag, 30. November 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Krisenstimmung.

Je näher die Verfassungsdebatte heranrückt, um so aufgeregter gebärdet sich die konservative Partei und die ihr dienstbare Presse. Die Konservativen haben selbst das Meer der öffentlichen Meinung aufwühlen helfen, solange sie hoffen konnten, daß der Protest gegen die persönliche Politik Wasser auf ihre Parteimühle leiten würde. Man braucht sich nur der Rede des konservativen Abgeordneten v. Heydebrand und der Lasa vom 10. November zu erinnern, in der es nach dem stenographischen Bericht wörtlich hieß: „Man muß es ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe von Sorgen, von Bedenken und, man kann wohl auch sagen, von Unmut handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat.“ Aber dieselben Konservativen wollen jetzt, wo die Bewegung sich ihrer Kontrolle entzogen hat, wo aus dem Unmut über das persönliche Regime die positive Forderung konstitutioneller Garantien hervorgegangen ist, den Wogen Halt gebieten. Zu diesem Zweck appellieren sie jetzt an den Block, denselben Block, den sie bisher so verächtlich behandelt, und dessen Uebertragung auf die preußische Politik sie mit allen Mitteln bekämpft haben.

Die „Kreuzztg.“ wirft sich in ihrer letzten Uebersicht über die innere Politik der Woche zur Schützerin der konservativen Ansprüche auf. Wenn sie dabei zunächst den freisinnigen Parteien vorrechnet, daß sie von der Blockpolitik Vorteile gehabt hätten, so wollen wir im Augenblick die einzelnen Aufstellungen nicht näher nachprüfen. Man würde sonst zu dem Ergebnis kommen, daß das Reichsvereinsgesetz besonders in der preußischen Auslegung des Sprachenparagraphen nicht viel mehr als eine hohle Nuß ist, und daß die Wahlreform in Preußen vorläufig nur versprochen wurde. Aber selbst angenommen — nicht zugegeben! — daß der entschiedene Liberalismus bisher bei der Blockpolitik nicht schlecht abgeschnitten hätte, so mußten doch die angeblichen liberalen Konzessionen entwertet werden in demselben Augenblick, in dem es den freisinnigen Parteien verwehrt wird, aus den Verfassungskämpfen der letzten Wochen die Konsequenzen zu ziehen.

Gerade aber darauf zielt die „Kreuzztg.“ ab. Sie setzt den Freisinnigen auseinander, daß sie nun genug bekommen hätten, um sich der höheren Einsicht der Konservativen zu beugen, oder richtiger ausgedrückt, um nach der konservativen Pfeife zu tanzen. Deshalb sieht das konservative Blatt den Freisinn am Scheidewege und stellt ihm folgendes Horoskop:

„Will der Freisinn auch ferner in der demagogischen Agitationsform mit der Sozialdemokratie wetteifern und sich im Kampf die Waffen von dieser Partei vorschreiben lassen, so wird er an demselben Tage den Block endgültig sprengen, den Rücktritt des Fürsten Bülow unvermeidlich machen und sich von jeder künftigen Mehrheitsbildung im Reichstage ausschließen. Will er sich aber von der sozialdemokratischen Pfeife emanzipieren, so muß er deutlich seine Blockfarbe bekennen und den Vorstoß der Sozialdemokratie gegen den Kaiser und gegen den Fürsten Bülow abwenden helfen.“

Dazu wäre zunächst zu bemerken, daß es eine Ungehörigkeit ist, die Forderung des Liberalismus nach verfassungsrechtlichen Garantien als einen Wetteifer mit der „demagogischen Agitationsform“ der Sozialdemokratie zu kennzeichnen. Die liberalen Forderungen zur endgültigen Ausschaltung des persönlichen Regimes haben mit der sozialdemokratischen Agitation nicht das geringste zu tun. Sie ergeben sich mit logischer Notwendigkeit aus der liberalen Weltanschauung, müssen also von den konservativen Blockgenossen als berechtigte Eigenart des liberalen Blockflügels respektiert werden. Wenn also die Konservativen mit einer Sprengung des Blocks drohen, so beanspruchen sie, den Liberalen ihre politische Haltung vorzuschreiben. Es ist das gleiche „Vernunftopfer“, das schon Graf Schwerin-Löwitz den Liberalen zumutete.

Ob die Freisinnigen wirklich, wie die „Kreuzztg.“ droht, von jeder künftigen Mehrheitsbildung im Reichstage ausgeschlossen werden würden, wenn sie jetzt auf ihren Grundsätzen beharren, das können doch die paar Dutzend Konservative, die vielleicht schon bei den nächsten Wahlen dezimiert werden, unmöglich wissen. Die einzige Möglichkeit für die Konservativen, die Mitarbeit der Freisinnigen entbehrlich zu machen, besteht in ihrer Assoziation mit Zentrum und Polen; und selbst dann wären noch die Nationalliberalen nicht zu entbehren. Ob diese Mehrheit, die ja früher bestanden hat, heute noch lebensfähig wäre, das lassen wir dahingestellt sein. Aber dann würden nicht die Junker, sondern die „Hosjesuiten“ die erste Geige spielen. Wer's mag, der mag's. Sehr viele Wähler, die bisher aus Tradition konservativ gestimmt haben, würden es nicht mögen.

Noch weniger kann der unvermeidliche Rücktritt des Fürsten Bülow schrecken. Wenn Fürst Bülow gehen will oder muß, dann ist es auch noch so. Aber die Liberalen wollen ihn ja gar nicht stürzen. Sie sind ganz zufrieden, wenn er bleibt, vorausgesetzt, daß er bei der Festlegung der verfassungsrechtlichen Verantwortlichkeiten und Garantien mithilft. Wohl aber würde die Stellung des Fürsten Bülow unmöglich, wenn die Konservativen sich vom Block lossagten, um wieder mit dem Zentrum anzubändeln. Ja, der Versuch der Konservativen, mit dem Zentrum zusammen die Verfassungsdebatte des nächsten Mittwoch im Sande verlaufen zu lassen, müßte eigentlich das unmittelbare Rücktrittsgesuch des Fürsten Bülow zur Folge haben.

Worauf es die Konservativen abgesehen haben, das geht aus der „Kreuzztg.“ ganz deutlich hervor. Die Sozialdemokraten sollen die Person des Kaisers in die Debatte ziehen, der Präsident wird einen dreimaligen Ordnungsruf erteilen, dann wird er das Haus befragen und, wenn sich nicht die Blockparteien geschlossen auf seine Seite stellen, sein Amt niederlegen. Dann gibt es eine Präsidentenkrise und eine Kanzlerkrise zugleich, bei der die Junker im Trüben zu fischen hoffen.

Da nicht die Person des Kaisers, sondern die Verfassung auf der Tagesordnung des nächsten Mittwoch steht, so ist es leicht, diese Rechnung zu durchkreuzen, wenn die sozialdemokratischen Redner den konservativen Scharfmachern nicht den Gefallen tun, die Debatte auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen. In der Sache selbst aber kann es für die liberalen Abgeordneten kein Schwanken geben. Wenn die Stunde gekommen ist, dann haben sie einfach ihre Pflicht zu tun, unbekümmert um die Folgen. Das deutsche Volk würde aufatmen, wenn es den Junkerdruck los würde, selbst wenn es eine Krisis mit in den Kauf nehmen müßte.

* * *

Vor der Verfassungsdebatte.

Die nationalliberale „Magdeburgische Zeitung“ hatte unseren Vorschlag, es möchte vor der Erneuerung eines Reichskanzlers eine Fühlungnahme zwischen Kaiser und Reichstag herbeigeführt werden, als „einen Eingriff in das Ernennungsrecht der Krone“ bezeichnet. Nachdem wir dieser irrigen Auffassung gegenüber unseren Standpunkt noch einmal klargelegt, schreibt die „Magdeburgische Zeitung“:

„Das „Berliner Tageblatt“ erklärt gegenüber unseren gestrigen Bemerkungen an seine Adresse, daß es nicht eine gesetzliche Mitwirkung des Reichstages bei der Ernennung des Reichskanzlers verlange, sondern nur die Ansicht vertrete, die Fühlungnahme zwischen Kaiser und Reichstag müsse sich als eine Gewohnheit einbürgern. Wenn das die Meinung des „Berliner Tageblattes“ ist, dann haben wir keinen Grund, mit ihm nicht übereinzustimmen, und wir glauben, daß überhaupt niemand etwas gegen die gewünschte Fühlungnahme, wenn sie Gewohnheit werden sollte, einwenden wird. Nur verstehen wir nicht, wie das „Berliner Tageblatt“ einen solchen Wunsch unter den Begriff der verfassungsrechtlichen Garantien subsumieren kann.“

Wir verzeichnen die zustimmende Erklärung des nationalliberalen Organs mit aufrichtiger Befriedigung. Unter die „verfassungsrechtlichen Garantien“ haben wir die Frage der Fühlungnahme nicht gerechnet, wohl aber sind wir der Meinung, daß diese Frage im Rahmen der Verfassungsdebatte erörtert werden muß.

Die Prager Exzesse.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊙ **Wien**, 30. November.

Bei den gestrigen Exzessen in Prag kam es, als der Wenzelsplatz geräumt wurde, bei dem dort an der Ecke der Stefansgasse befindlichen Palais Aehrenthal zu einem großen Skandal, wobei **Schmährufe gegen Baron Aehrenthal** ausgestoßen wurden. Die Verdrängung der Exzedenten vom Wenzelsplatz gelang nur mit großer Mühe. In den Straßen wurden gestern zahlreiche deutsche Firmentafeln herabgerissen. An der Statthalterei wurden viele Fenster eingeschlagen. Der antiösterreichische, antidynastische Charakter kam stellenweise mit verblüffender Unverhülltheit zum Ausdruck. Auf dem Wenzelsplatz sang die Menge Lieder mit untergelegtem anarchistischen Text und rief dazu: „Hoch Serbien! Nieder mit Oesterreich! Nieder mit der Annexion! Hoch die Anarchie!“ Ferner sang die Menge das bekannte panslawistische Lied „Hej Slovane“ mit dem Text: „Der Serbe ist mit uns!“ **Offiziere**, die den Demonstranten begegneten, wurden **mit Schmähreden insultiert.** Auf der Karlsbrücke wollte die Menge einen höheren Offizier ins Wasser werfen. Auch viele deutschredende Passanten wurden insultiert. Die Rädelsführer des Exzesses sind von der Polizei verhaftet worden.

* * *

Eine besonders stark besuchte **deutsche Protestversammlung** gegen die tschechischen Ausschreitungen hat gestern, wie uns der Draht meldet, in Reichenberg in Böhmen stattgefunden. Tausende von Personen nahmen an ihr teil. Eine Reihe von Rednern, darunter der Bürgermeister von Reichenberg, Dr. Bayer und der Obmann der Reichsvereinigung deutscher Arbeitervereine legten Verwahrung ein gegen die Gewalttätigkeiten, denen die deutschen Studenten in Prag durch den tschechischen Pöbel ausgesetzt sind. Es wurde darauf hingewiesen, daß diese Ausschreitungen an der Stätte der ältesten deutschen Universität, einem ehrwürdigen Kulturbesitz des deutschen Volkes, bereits zu einem europäischen Skandale geworden seien. Zum Schluß nahm die Versammlung

Pariser Theater.

(Von unserem Korrespondenten.)

[L'oreille fendue. — Israël. — La Patronne. — Frühlings Erwachen.]

L Paris, im November.

Aus den letzten vier Wochen des Pariser Theaterwinters bleiben ein paar Eindrücke haften: berühmte Namen, die enttäuschten, junge Kunst, die sich schüchtern, aber verheißungsvoll ankündigt. Hervorragend war nichts, weder ein Erfolg noch ein Durchfall; so ist's wohl am einfachsten, wenn wir die Ereignisse chronologisch zusammenfassen.

In dem Militärstück „L'oreille fendue“ versucht ein fast noch unbekannter Autor Lucien Répoty zu zeigen, wie jämmerlich es um das Schicksal armer Offiziere bestellt ist, wenn sie alt werden. Wie die ausrangierten Militärpferde, denen als Zeichen der Minderwertigkeit die Ohren geschlitzt wurden, sind sie zu nichts mehr zu gebrauchen. Während seiner Dienstzeit in Algier ist der General Desarçons de Lautoille ein brillanter Offizier, dessen gastliches Haus munteren Gelagen geöffnet ist, und der den Frauen seiner Leutnants noch als alter Herr gefährlich wird. Nach seinem Abschied ist er ein hilfloser Jämmerling, der an seiner völligen Nutzlosigkeit zugrunde geht. Er will Memoiren schreiben und merkt, daß er in seiner langen Dienstzeit eigentlich gar nichts erlebt hat. Er macht Erfindungen, die schon erfunden sind. Er muß es ansehen, daß sein Sohn, der Leutnant, eine reiche Dirne zur Frau nimmt, und daß seine Tochter zu einem Liebhaber läuft. Könnte er trinken, spielen, Opium rauchen, hätte er irgendein Laster, oder wäre er ein Mensch, der sich in diese schuftige Welt mit Verständnis einfügt, so wär' es ihm trotz allem möglich, vergnüglich weiter zu leben; da er aber nur ein Narr ist, der nichts gelernt hat als Griffe klopfen, und da er überdies noch als äußerste Dummheit etwas auf Empfindung und Ehre gibt, wird er verrückt und stirbt. Geschieht ihm recht. Ins Leben passen nur Leute ohne Rücksicht und Rückgrat.

Das Stück ist in seinen Voraussetzungen und in seinen Folgerungen übertrieben. Nicht alle höheren Offiziere sind solche Idioten, und nicht alle Idioten nehmen ein so trauriges Ende. Herr Répoty beweist für den Fall, der ihm am Herzen liegt, nicht das geringste. Aber die Art, wie er diesen Fall von oben herab betrachtet, als ein interessantes Kuriosum, das dem Menschenkenner bei aller Tragik komisch erscheint, diese künstlerisch unverblüffte und doch zugleich schürerische Art zeigt, daß mehr in ihm steckt als ein bloßer Macher. Er ist ein naives Talent und das bedeutet im modernen Frankreich weit mehr als anderswo. Hier sind auch die Stümper zuweilen unheimlich geschickt. Gémier, der die Arbeit für das Théâtre Antoine annahm, und der selber den alten General vollendet spielte, bewies, daß er nicht nur die Rolle, daß er auch ihren Dichter recht erkannt hatte. Ein Mann der Zukunft, dessen Fehler seine Begabung beweisen.

Das war am Boulevard Straßbourg, wo man für Männer der Zukunft immer etwas übrig hat. Bald darauf kam in dem Théâtre Réjane mit seinem sehr problematischen Problemstück „Israël“ Henry Bernstein zu Wort, der sehr (o wie sehr!) ein Mann der Gegenwart ist. Die deutschen Leser kennen diesen Sardou in partibus aus zahlreichen Aufführungen seiner Stücke, denen gewisse Reize für Schauspieler und Direktoren nicht abgesprochen werden sollen. Es ist gerichtsnotorisch, daß Herr Bernstein ein guter dramatischer Rechner ist, der Menschen und Situationen so lange multipliziert, addiert und nach allen Regeln arithmetischer Jonglierkunst kompliziert, bis als Resultat eine Gewaltszene herauskommt, worauf dann gewöhnlich der Beifall des Publikums und der Kassenbericht einsetzen. Wehe! Diesmal hat er sich verrechnet, gerade weil er seine Aufgabe ernster nahm als sonst. Zwar les' ich täglich in den Zeitungen, daß die Pariser in Scharen nach der Rue Blanche wallen, wo das Théâtre Réjane steht, und wo man überdies zum Moulin Rouge hinaufsteigt; aber ich kann mir nicht denken, daß der Herr, der dich gemacht hat, Israel, lange mit dem Propheten Jesaias sprechen wird: „Laßt alle Heiden zusammenkommen und die Völker sich versammeln.“ Sein Stück hat einen Grundgedanken, aus dem sich etwas machen ließ; das ist gut. Es hat auch die bekannte Gewaltszene, Marke Bernstein; das ist noch besser. Aber es will zu dem allen noch Psychologie und Philosophie in Reinkultur haben, und das ist für den Verfasser schlimm; denn ohne die Hilfsmittel szenischer Bewegung stirbt seine Dialektik im Gerede, und seine Tragik wird unglaublich lächerlich.

Die Herzogin von Crouch hat eine Liebschaft mit dem Juden Justin Gutlieb gehabt. Der adelsstolze Kavalier Thibault de Crouch ist, ohne es zu wissen, ein Sohn dieses Israeliten, den er haßt und verachtet, den er durch eine ro Beschimpfung aus dem Klub treibt. Ein Duell zwisch beiden Männern ist unvermeidlich; Vater und Sohn nehmen sich, das Schießgewehr in der Hand, gegenüberstehen. Zwi diesen Konflikt greift die Herzogin ein: erst zögernd, dann mutiger, endlich mit ausbrechender Leidenschaft; sie sagt ihrem Sohne, daß ein Duell unmöglich sei ... er zwingt sie, aus Zweifeln zur Wahrheit dringend, ihm den Grund ihrer Herzensangst einzugestehen. Die große Szene, die Bernstein-Szene ist da und schlägt ein; Madame Réjane (die sonst nichts weiter in dem Stück zu schaffen hat, aber in dieser halbe Stunde mehr für Bernstein tut, als er selber zu tun vermochte) ist sehr effektvoll, sogar innerlich bewegt und wird bejubelt. Dann aber kommt der dritte Akt mit zwei religiös-philosophischen Auseinandersetzungen; die eine findet zwischen dem jungen Thibault de Crouch und dem Jesuiten de Liviani statt, dem Beichtvater der Herzogin de Crouch, die andere stellt den aristokratischen Sohn dem jüdischen Vater gegenüber, diesmal in voller Kenntnis der Blutsbande, die beide verknüpfen. Ueber Rassenkultur, über Glauben und Unglauben, über den Antisemitismus und den jüdischen Nationalstolz wird in endlosen Dialogen hin und her geredet, und dem jungen Aristokraten wird, was nicht verwunderlich ist, von alledem so dumm im Kopf, daß er keinen anderen Ausweg aus dem Zweifeln findet als den Selbstmord. Ich weiß nicht mehr genau, ob er sich erhängt, vergiftet oder erschießt; das traurige Ereignis geht im Nebenzimmer vor sich, und als die Tür auf der Bühne wieder geöffnet wird, flieht durch die geöffneten Türen des Zuschauerraums auch das Publikum. Dieser letzte Akt ist langweilig und wirkt unangenehm durch das Bemühen des Verfassers, es allen Leuten recht zu machen. Er wirkt noch unangenehmer durch den sinnlosen Schluß. Bernstein konnte sich auf die Seite des jüdischen Bankiers stellen und nur durch ihn eine Lösung finden lassen, die reiferen Sinn und orientalischer Klugheit entspricht. Oder er konnte seinen jungen Kavalier als einen modernen Willensmenschen zeigen, der allen Einwänden zum Trotz erklärt: „Quand même! Ich kann einmal die Jude